

...die bereits derb auf die Finger geklopft haben, doch so soll's noch einmal mit einer Ermahnung abgehen. Du weißt, daß mich nicht nur der Herr Baron besohlen hat, auf dich aufzupassen — ich hab's auch deiner Mutter versprochen. Oh — und ich habe gute Augen! Es sieht nicht, solche Guckerdreier! — es ist dies überhaupt Anfinn, weil nicht einwas Gutes dabei herauskommt; laß dir das von einem jungen, der die Sache kennt. Und jetzt gehst du zu den Mädchen, gibst keine Blumen ab und sagst, Herr Kiedede hätte verboten, daß sie dich als Taufsurin benutzten; du hättest mehr zu tun. Wie Augenbild kann der Herr Baron nach dem Bedenken klugeln, und dann schimpft er wieder, wenn du nicht da bist. Trude dich!

Stupps entfernte sich schleunigst mit rotem Kopf und im Aufsatzen, um unten in der Gefährde, wo vier weibliche Wesen damit beschäftigt waren, Kränze und Girlanden zu binden, einen Sturm der Entrüstung hervorzufragen, als er erzählte, was Kiedede befohlen hätte.

Dieser selbst war indessen unter leisestem Kopfschütteln über den Unverstand der Jugend rechtsichtig um das große vierfache Geschloß geschritten und wollte sich loeben in den kleinen Beeren-Garten verlieren, wo um jede Zeit gewöhnlich die beiden Frauen zu räumen pflegten, als er am Siebelfuß ein Fenster klingen hörte.

„Ah — Kiedede!“ rief zu gleicher Zeit halb laut eine Stimme. Kiedede schaute auf und stellte sich in Profil. Oben nämlich war ein junger Blondkopf sichtbar geworden, ein köstliches Gesicht, das mit lebendigen roten Lippen und blühenden Schmelmenagel.

„Gnädiges Fräulein?“ antwortete der Alte und sagte hinzu: „Wünsch ich Ihnen guten Morgen, gnädiges Fräulein!“ „Morgen, Kiedede! Kiedede, kennst du mich nicht einen Trost jangen?“

Der Alte war sehr verwundert. „Eine Trost?“ wiederholte er. „Ja — das wird mir schwer halten — mit meinen alten Beinen. Die Dinger sind stinker wie ich und so quabblig; wenn man schon einen erwischt hat, huppt er doch gleich wieder davon. Ich werd's Stupps jagen. Was es denn gleich nicht?“

„Ja, natürlich,“ antwortete das Fräulein; „ich wollte ihn der Miß Kelly in die Waschküchle legen —“ „Schön, gnädiges Fräulein,“ sagte Kiedede erschrocken, „da gibst's doch nachher wieder Schimpfe!“

„Die gibst's,“ entgegnete Benedikte. „Weißt du was: bringe mir ein paar Erdbeeren herauf — ein paar rechte große und reife!“ „Schön, gnädiges Fräulein, das ist mir schon lieber wie die Freigeblichkeit.“

Der Nachhalm nicht noch einmal, dann kitzelte abermals das Fenster ganz leise, und sein weißer Vorhang bewegte sich flüchtig hin und her.

Im Schlafzimmer der Mädchen herrschte ein mattes, silbernes Dämmerlicht. Das Gemach war groß, aber nicht weniger als luxuriös ausgestattet. Rechts Teppich, nur ein paar Stühle vor den beiden Betten, zwei Waschküchle, dazu ein paar goldumrahmte Photographien; die Schlicht bei Bunkerschild und Friedrich der Große bei Jorndorf. Oberhalb eines kleinen Toiletentischchens befand sich noch ein weiterer Wandbald: dort waren zwanzig bis dreißig buntsfarbige Neujahrs-, Geburtsstagsgratulations- und fogenannte Weihnachtskarten in malerischem Durcheinander mittels kleiner Nadel angeheftet worden; auch einige Liebhaber und andere kolorierte Anekdoten waren darunter.

Neben dem Bette Benediktes saß ihre Freundin Trudchen, die in tiefem Augenblick weniger neugierig als im Dasein des Tages. Das hübsche Gesichtchen war nämlich mit Mandelfleise besudelt und die braunen Wölkchen über der Stirn waren in Kapilloten gedrückt. Die auf der Weltbede ruhenden Hände steckten in langen verwaschenen Wollwederschuhen. Das Mädchen sah sich noch fest und ruhig und hatte dabei den Mund geöffnet. Benedikte besaupete, die Trude schnarrte auch zuweilen wie ein zwanzigjähriger Mann.

Benedikte war vom Fenster zurückgesprungen, betrachtete einen Moment lächelnd ihre schlummernde Freundin und schaute dann in ihrem bis zu den Knöcheln reichenden Nachtschubel, als die nun leicht angelegte Tür zum Nebenzimmer, aufging und öffnete sie herauf leise und vorsichtig. Auch in diesem Gemache, das etwas komfortabler eingerichtet war, herrschte das gleiche Dämmerlicht wie nebenan. Vor dem Waschküchle stand eine große Badewanne aus Sammit als Symbol englischer Keimhaftigkeit, und in dem Bette unter dem gebührenden Kissen lag Miß Kelly Milton den Schlaf der Gerichten.

Da es in diesem Augenblicke etwas zaghaft an die Tür klopfte, so sprang Benedikte eilfertig an die Wand und nahm durch die Spalte aus Kiededes Hand die besten Erdbeeren entgegen, die auf einem großen Weisbrette lagen. Es waren vierzig-

plare, kirschartig, von ovater Form, Sorte „König Albert von Sachsen“, die Liebliche Großpapa Teupens, der sich, um Volingsbrote zu ähneln, lebhaft für die Gartenwirtschaft interessierte, Benedikte suchte die größte der Früchte heraus, einen Kolob in seiner Art, und schlopfte damit in ihr Bett zurück. Dann neigte sie sich über ihre Freundin Trudchen und steckte ihr rasch die Erdbeere in das immer noch offene Mäulchen, worauf sie schnell ihre Bettdecke bis an den Hals hinaufzog und gleichfalls Schlummer erlangte, heimlich aber auf die Folgen der gegläuteten Nacht lauchte.

Sie blieben dann auch nicht aus. Trudchen begann zuerst zu schnaufen, dann zu röcheln und hierauf zu ähnen und trampfhaft zu schlafen — und plötzlich sprang sie mit einem wilden Schrei aus dem Bette.

„In Hilfe! Dittie — Kelly — zu Hilfe! Ich werde — ich muß herbei!“

Im Zimmer nebenan wurde es lebendig. Schredensbleich hüpfte Miß Kelly herbei; Benedikte hatte sich nur ausgerichtet und machte ein härmlos verwundertes Gesicht.

„For God's sake!“ jammerte die kleine Augenärztin und starzte Trudchen an, als ob sie einen Geist vor sich sehe. „Trudl, was hast du gemacht!“

Trudchen fand am Waschküchle, hatte sich ein Glas mit Wasser gefüllt und gurgelte in allen Tonarten, wobei sie mit beiden Armen winkte.

„Rast mich!“ schrie sie zwischendurch, „ich muß sie wieder raus-tragen — ich werde — o Gott, o Gott, o Schlagen Sie mich auf den Rücken, Miß Kelly — du auch, Dittie — ich habe ein Fiebermaus verfrachtet — oder einen Mailänder — aber ich glaube — o Gott, o Gott, o Gott! — es war eine junge Fiebermaus! Gebt mir noch mehr Wasser!“

„Nein, Miß!“ rief Miß Kelly aufgeregt, „heißes Miß!“ . . . Sie sprang an die Klingelschnur und begann zu klingen. „Miß muß es sein! Ganz heiß — das tötet das Kälter!“

Der gelbe Ton der Klingel rief Sturm. Es wurde lebhaft im Schloße.

Nun betam es auch Benedikte mit der Angst zu tun. Einen solchen Lärm hatte sie nicht erwartet. Sie konnte sich auf Stuhlen- arretst gefast machen.

„Schrei doch nicht so, Trudel!“ rief sie. „Kelly — Mümmüthger — hör' bloß mit dem Gellingel an! Es war ja nur eine Erdbeere —“

„Nein!“ kreischte Trudchen und griff wieder zum Wasserglas. „Ich spür' es — es war doch ein Käfer — er trabte mit im Magen — er will wieder raus —“

„Bringen Sie heißes Miß!“ befohl Miß Kelly durch die geöffnete Tür den beiden herbeigekommenen Josen; „so viel heißes Miß, als da sein —“

„Unfinn!“ schrie Benedikte dazwischen, nun auch aus dem Bette springend, „es war ja doch nur ein Scherz von mir! Ich habe Trudchen eine Erdbeere in den Mund geklopft — da liegen ja noch die andern! Seid doch nicht verrückt!“

Jetzt öffnete sich mit raschem Knack die Zimmertür und Frau von Tübingen trat ein, noch in der weißen Nachtdecke und einem weiten Schlafrock aus verflochtenen blauen Samt.

„Um Gottes willen, Kinder!“ stammelte sie, „was ist denn los?“

Trudchen hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, schaute noch immer und weinte dabei. Benedikte lag sehr betrübt aus und Miß Kelly hatte sich hinter die Tür ihres Kabinetts zurückgezogen. Keine antwortete.

„Was los ist?“ fragte die Baronin nochmals. „Trudchen, liebes Kind, was weinen Sie denn? — Benedikte, was hat es gegeben?“

Beide Angeredete senkten nur die Köpfe. Nun aber wurde Frau von Tübingen ungeduldig; sie ahnte bereits, daß Benedikte wahrscheinlich wieder einen Anflug gemacht haben würde.

„Miß Kelly!“ rief sie mit erhabener Stimme, „ich will wissen, was hier für Spettaler gewesen ist! Sie müssen ihn doch auch gehört haben!“

„Jawohl, Frau Baronin,“ antwortete Kelly aus dem Nebenzimmer. „Fräulein Trude hat geglaubt, daß sie ein Käferloch verfrachtet haben sollte, aber es war kein Käfer.“

„Es war bloß eine Erdbeere,“ sagte Benedikte sehr kleinlaut hinzu. „Manachsen, ich habe einen Miß gemacht, weil Trudchen immer mit offenem Munde schläft.“

Zum Glück erdachte in diesem Augenblicke der donnernde Ausruf des großen Ganges unten im Passivus und verschlang teilweise die Straßpredigt der Mama. Aber doch nur teilweise. Man hätte, wie sie über die Miß Benediktes bogte und sie vom Standpunkte der guten Erziehung wie insbesondere vom dem ablicher Grundzüge aus recht herbe beurteilte. Es sei einer jungen Dame aus vornehmem Hause nicht würdig, sagte sie, einer Schö-

fenden Erdbeeren in den Mund zu klopfen; denn ganz abgesehen davon, daß dadurch leicht Störungen in der Luftströmung vorkommen könnten, bestände ein solches Tun auch einen außerordentlichen Mangel an Delikatessie und an weiblicher Züchtigkeit. Freilich — bei Benedikte appellierte man leider Gottes immer vergeblich an Zartfinn und Weiblichkeit; sie werde auch wohl niemals aus den Kinderjahren herauskommen, und vor allen Dingen: welsch ein entsetzlich lächerliches Beispiel gebe sie fortgesetzt ihren beiden Brüdern! . . .

Die Rede währte lange, war viel mit Fremdwörtern gespickt und wurde in strengem Tone vorgetragen, durch den aber immer etwas wie eine feste und zärtliche Sorge zitterte. Benedikte, die anfangs noch den Mund trotzig und maulend verzog, aufrecht im Bette sitzen geblieben war, wurde von Satz zu Satz kleiner, sank völlig in sich zusammen und trach schließlich unter der Decke, was die Mama für ein gutes Anzeichen beginnender Scham und Reue hielt. Denn nun hielt sie in ihrer Straßpredigt inne und wandte sich an Trudchen, an der ihr erst jetzt die Geheimnisse der Nachtstollette, der Feder, die Handfläche und die Kapilloten, aufhielten, was sie innerlich von neuem entsetzte, denn sie hatte das Wohlgeruchstüpfchen stets für einen Anflug von Tugend und Wohlherzensheit gehalten. Aber sie sagte nichts, jammerte es nunmehr brauchen auf der Diele abermals lebendig wurde. Man vernahm die polternde Stimme des Barons Tübingen, der ebenfalls wissen wollte, was das für ein Geschrei in den Zimmern der Mädchen gewesen sei, und dazwischen das beruhigende Organ des alten Ganges Teupens sowie das Indianergedrüll der in ihrer Morgenröde geföhnten beiden Jungen. (Fortsetzung folgt.)

Der 9. November.

Berliner Brief.

In diesen Tagen, da ein weltgeschichtliches Geschehnis sich zum ersten Male jährt, hat die Gegenwart zu schweigen. Lebendiger als sie ist die heilige Erinnerung — weniger an das, was geschah, als an das, was wir fühlten. Zur traurigen Binsenwahrheit bereits wurde der Satz, daß die deutsche Revolution alsbald sich zu einer Lohnbewegung degradierte. Und doch klopfen unsere Herzen wilder, wenn wir des 9. Novembers gedenken. Damals glaubten wir, Zeugen einer Menschheitsangelegenheit zu sein, jubelten in dem Bewußtsein, daß nun ein sich auf sich selbst findendes, verantwortungsbewußtes Volk beginne, Vorkämpfer zu werden in dem großen Kampf gegen den Haß, gegen den Tod, für die Völkervereinigung, für die sittliche Sphärenentwicklung der Menschheit. Als in Berlin, um die Mittagsstunde des 9. Novembers, sich die vielfigen Jüge formierten, die ersten roten Standarten verziehend in die Himmel flatterten, Berlin zu einem gewaltigen Meerlager wurde, da meinten wir, war der erlebte Friede, war brüderliche Mitemanung, war ein neues Zeitalter auf dem Marsch. Und nur wenige verspürten einen Schmerz in dem Bewußtsein, daß im Grunde auch dieses gewaltige Neue mit Tod begann.

Einmal habe ich damals gefannt, der dies Schmerzliche selber empfand als wir anderen. Er, dessen Namen ich nicht einmal weiß, ist für mich die lebendige Erinnerung, wenn immer ich an jenen Tag zurückdenke.

Ingenbunde in der Leipziger Straße stießen um Mittag Schüsse. Donnernder Widerhall brach sich in den Häusern, überhöllte den Leipziger Platz. Dort zum erstenmal sah ich das sehr junge, sehr heilige Gesicht.

„Sie schreien, Sie töten . . .“ stammelten seine ältlichen Lippen.

Was's Freiheit? Seinen vertragenen Uniformatol gieren die beiden Eisernen Kreuze und das silberne Kronendenkmal. Es konnte keine Freiheit sein — Als ich nahe zu ihm trat und ihm die Hand reichte — wie alle verblieben an jenem Tage Fremden — Fremden zu Fremden, fühlten, bei jedem Unbekannten noch, nur das eine: Bruder! — murmelte er: „Das neue Zeit — will gepredigt sein und nicht mit Blut erzwungen . . .“

Ein Menschenweib sprang an. Wir wurden getrennt. Um Abend fand ich wieder zum großen Platz. Heber tr, durch die fünf großen Straßen, legten die rothenmispelten Fotos, auf denen, das Gemach im Anschlag, Soldaten, Matrosen hingen. Von den „Linden“ her, vom Brandenburger Tor, ratterten Schüsse, Raschlingengewehre. Darin wollte ich, nur vereinzelt Angehörige hatten das gleiche Ziel. Als ich ansahste, sah ich wieder das junge, heilige Gesicht.

„Sie töten . . .“

Ich reichte ihm die Hand. Wir gingen Seite an Seite. Als Vollen aus das Weitersehen in die Gelabrone hinein vernommen.

Da geschah das erste Seltsame. Mein Begleiter hob langsam das tief genetzte Gesicht, seine Augen loderten sanftlich, bohrten sich in den Wid des Soldaten, der uns den Durchgang perrte. Es fiel kein Wort. Aber der Vollen hob langsam das Gewehr finnen, machte eine hilflose Geste, wandte sich ab. Der Durchgang war frei.

Wir erreichten die „Linden“. Vor uns feuerten die Revolutionäre, irgendwo aus dem Dunkel irgendwähliger Häuser heraus schossen die Kartretzen. Die Gewehre krachten, Raschlingen-gewehre trommelten in jellam abgedroschenem Rhythmus.

Und nun begab sich das was ich nie vergessen werde. Plötzlich, mit einem heiligen Schrei, der die Schiffe welsch hin überlegte, federnte mein Begleiter vor, sprang gerade hinein in die Schußlinie der Revolutionäre und schritt, mit hochgehobenen Händen, in das Dunkel, aus dem die kurzen Zerscherbe der Gegner schandendlang hergetroffelten und dann in jellendem Surren entbeuten. Langsam, langsam wanderte er der nachgehenden Hölle entgegen. Sein betend beschwörender Ruf hatte langgezogen in die Nacht:

„Ihr — sollt — nicht — tö — ten —“

Minutlang schweigte das Feuer. Nachdem wie aus unferem Entlegen erholt, sprangen wir — zwei, drei der revolutionären Soldaten und ich vorwärts, um den Wahnwichtigen zu retten.

„Ihr — sollt — nicht — tö — ten —“ belaute, irgendwo aus der Nacht hervor, der beschwörende Ruf. „Ihr — sollt — nicht — tö — ten —“

Wir kamen nicht sehr weit. Kon drüben, den Häusern ker, setzte ein doppelt mildes Schießen ein; Kugeln jangen winselnd an unseren Ohren vorbei, daß wir sitzen bleiben und Deckung suchen mußten.

Aber, über dem Räum des Straßentampes, der beschwörende Ruf, wie Gebet:

„Ihr — sollt — nicht — tö — ten —“

Und noch einmal:

„Ihr — sollt — nicht — tö — ten —“

Da brach er ab. . .

Sie haben, gegen Morgen, den Toten gefunden. Die Hände weit ausgebreitet, das Gesicht nach unten, wie auf dem Tophalt gekretzt, lag er da. Die Lippen fanden ruhig offen. Gerade aus jenem Herzen rann Blut. Eine revolutionäre Kugel hatte es von hinten durchbohrt.

Seinen Namen weiß ich nicht. . .

Ein deutscher Sprachminister.

Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtsstages von Daniel Sanders am 12. November.

Das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm, das die neuhochdeutsche Lexikographie auf eine historisch wissenschaftliche Grundlage stellte, war für Daniel Sanders der unmittelbare Anlaß zur Schaffung seines Hauptwerks, des großen Wörterbuchs der deutschen Sprache, das Geist und Richtung seiner Lebensarbeit so hervorragend kennzeichnet, und — mit dem er sich einig Maß unter den besten deutschen Lexikographen erwarb. Gleich Maß unter den besten deutschen Grammatikern seines Jahrhunderts nach dem Erscheinen des klassischen Grammatik in mehreren kleinen Schriften niedergelegt und den Plan zu seinem Wörterbuch gelegt, das sich zum Unterchied von dem Grimmischen nicht in den aus schließlichsten Kreis der Gelehrten menden, sondern bestimmt sein sollte, allen gebildeten und bildungsbegeisterten Deutschen ein Fund- und Nachschlagewerk zu dienen. Mit einem wahren Sinnenreife und einer meisterhaften Beherrschung des germanischen Stoffes hat Sanders hier das überreiche Material gesammelt und zu einem Werke verarbeitet, das den Entwicklungsgang der neuhochdeutschen Schriftsprache Schritt für Schritt verfolgt und mit Belegen aus der Literatur von Martin Luthers bis auf die Gegenwart illustriert. Kein geringerer als Ferdinand Freiligrath hat Sanders Wörterbuch, das nach langjähriger Vorarbeiten in den Jahren 1859 bis 1865 erschien, ein „Denkmal deutschen Geistes, deutschen Wissens, deutschen Fleißes, deutscher Gründlichkeit, wie es wenige gibt“, genannt. Und der vaterländische Sinn, der hier bei in dem Streben, der nationalen Arbeit einer strengen Sprachdisziplin behelfend zur Seite zu stehen, so erfolgreich betätigt, spricht sich mit musterhaftiger Klarheit auch in den, seinem Wörterbuch folgenden Bemerkungen Sanders aus. Unter diesen seien als die Bemerkenswertesten das „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache“, der „Deutsche Sprachführer“, das „Wörterbuch der deutschen Synonyme“, die „Deutschen Sprachregeln“ und das „Handwörterbuch der deutschen Sprache“ genannt. Alle diese, wie die anderen hierbei gehörigen Arbeiten verfassten den Zweck, das Sprachgefühl des deutschen Volkes zu entwickeln und zu leiten.